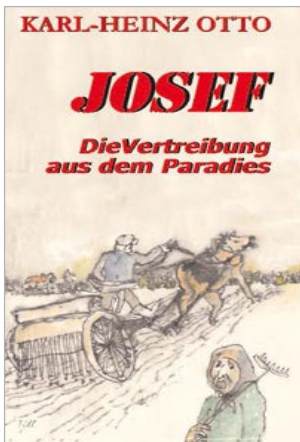


JOSEF –
DIE VERTREIBUNG AUS DEM PARADIES



LESEPROBE

»Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch und uns bleibt nichts, als mutig gefasst die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam.«

J. W. v. Goethe: Aus »Egmont«

Karl-Heinz Otto

Josef

*Die
Vertreibung
aus dem Paradies*

Berlin, Potsdam Mai 2024

Inhalt

Teil I – Josef und Maria

1. Wie die Geschichte begann *oder* Der Graf und das blonde Zigeunermädchen – Sommer 1893 * *russisches Weichselgouvernement*
2. Wieder im Schutz des Zigeunerclans – Herbst 1893 *zwischen Polen und Sachsen*
3. Maria zahlt den Preis – 1894 * *Natolin, russisches Polen*
4. Der Graf kauft sich mit 10 Goldrubeln frei – 1894 * *Bistum Tschenstochau*
5. Maria auf der Suche nach ihrem Zigeunerclan – 1894 – 1897 * *Natolin, Pirna und Klettendorf*
6. Marias schwere Entscheidung – 1899 *Klettendorf und Steinberg*

7. Lebenslauf eines unehelichen Kindes –
1964 notiert vom 70-jährigen Josef in Flintbek

Teil II – Josef und Ella

8. Eugen aus dem Schwabenland *oder* K.o.-
Schlag mit Folgen – *Kirbefest 1863 Unter-*
deufstetten

9. Ellas Schatztruhe *oder* Weltenwechsel –
1980 zwischen Flintbek und Altenburg*

10. Ella erinnert sich *oder* Das schwere
Schweizerleben – *1898 – 1929 * auf sächsi-*
schen Rittergütern

11. Josefs Karriere vom Oberschweizer
zum Milchmann – *1929 * Trebsen an der Mulde*

Teil III – Josef und Maximilian

12. Maximilian träumt vom Ersatzvater
Josef – *Spätsommer 1944 * Altenburg/Thü-*
ringen

13. Als Christbäume vom Himmel schwebten – *Herbst 1944 * Altenburg/Thüringen*
14. Asyl in Josefs Milchladen – *Herbst 1944 – Sommer 1945 * Altenburg und Trebsen*
15. Marias Überraschung *oder* Ich habe keine Mutter! – *Januar 1945 * Trebsen*
16. Haltelinie Mulde! Ein Weltkrieg geht zu Ende – *16. April 1945 * Trebsen*
17. Ptaks Milchladen expandiert zur Minimolkerei – *1945 * Trebsen*
18. Ptaks Haus-Mohr *oder* Goodbye, Ami! & Strastwuitje, Iwan! – *April bis Juni 1945 * Trebsen*
19. Josefs erste bewusst empfundene Vertreibung aus dem Paradies – *1947 * Trebsen-Pauschwitz*

20. Maximilians Asyl in Josefs Milchladen endet – *August 1945 * Trebsen und Altenburg*

21. Josefs Traum vom eigenen Bauernhof wird wahr – *1947 * Trebsen-Pauschwitz*

22. Schwarzschlachten *oder* Josef klaut seine eigene Sau – *1950 * Ptaks Bauernhof in Pauschwitz*

23. Kumpanei ist Lumperei *oder* Josefs Vertreibung aus seinem letzten Paradies – *1957 * Pauschwitz*

Anmerkungen

Teil I

Josef und Maria

* 1 *

Wie alles begann *oder*
Der Graf und das blonde
Zigeunermädchen

*Sommer 1893 * russisches
Weichselgouvernement*

Die augustschwüle Sommerluft schien über den goldgelb schimmernden Weizenfeldern still zu stehen. Selbst die sonst geschwätzige Schar der etwa zwei Dutzend Garbenbinderinnen zollte der unerträglichen Hitze Tribut und verrichtete ihre monotone Arbeit in scheinbarer Demut.

Wortlos griffen sie in die Schwaden, die ihre Männer mit schweren, breiten Ährensenssen – nur ein paar Schritte vor ihnen schreitend – auf die stacheligen Stoppeln niedergelegt hatten. Ihre rauen Hände rafften die harten Halme zu handlichen Portionen, banden sie mit geschickt zusammengedrehten Halmenstricken zu Garben, um sie später zu Puppen zusammenzustellen und dem trocknenden Sommerwind zur abschließenden Reife zu überlassen. Nur das rhythmische *Hau-ruck!* der Schnitter unterbrach mit stupidem Gleichmut die gespenstische Stille. Mann neben Mann – wie auf eine Perlenkette gefädelt – fraßen sie sich beharrlich durch das erntereife Weizenfeld und reckten, anders als ihre in dunkle Kleider gehüllten und über die Stoppeln kriechenden Weiber, stolz die

dunkelbraunen, schweißglänzenden Oberkörper in den heißen Sommerwind.

Die Garbenbinderinnen und Schnitter, die sich an jenem brütend heißen Augusttag des Jahres 1893 auf den Weizenschlägen des Grafen Tadeusz Jendritzky mühten, gehörten zu einem Zigeunerclan, der vom ungarischen Siebenbürgen kommend, auf dem Weg ins italienische Königreich war und sein Lager im Dörfchen Stanislów – unweit des Pilgerortes Tschenstochau – aufgeschlagen hatte, um sich während seines Sommerhaltes ein paar Kopeken oder gar Rubelchen¹ zu verdienen.

Zur selben Zeit, zu der die von der zermürbenden Arbeit und Hitze Ermüdeten sehnsüchtig auf die Vesperpause warteten, schlug der junge Graf, der erst kürzlich seinen 30-sten Geburtstag gefeiert und mit

einem der väterlichen Rittergüter fürstlich beschenkt worden war, seine quälende Langeweile tot. Obwohl er sich auf seinen Verwalter verlassen konnte, streifte ihn plötzlich der Gedanke, nach seinen Erntehelfern zu schauen, die wie jedes Jahr vor allem fahrende Zigeuner stellten.

Während des beschaulichen Ritts über seine ausgedehnten Feldfluren, bei dem es dem Blaublut weniger ums Kontrollieren als ums Respektheischen ging, fiel sein Blick, den er in der Manier eines Feldherrn stolz über die schwitzende Erntekolonnen ins ferne Nirgendwo schweifen ließ, beiläufig auf eine der Garbenbinderinnen. Obwohl zu dieser Zigeunersippe gehörend, unterschied sie sich von den anderen Zigeunerweibern durch ihre blonden Haare, die frech unterm Kopftuch hervorlugten.

Seltsam, begann sich Graf Tadeusz zu wundern. Wirklich seltsam, ein blondes Zigeunermädchen. Erst nachdem er ein paar Dutzend Meter weitergeritten war und ihn dieses unwirkliche Bild des unerwarteten Blondschopfes hartnäckig weiterverfolgte, stutzte er. Hatte ihn eben eine Täuschung genarrt? Eine Fata Morgana in seinem Polenland? Wäre kein Wunder bei dieser unerträglich schwirrenden Hitze. Augenblicklich stoppte er den leichten Trab seines Apfelschimmels, hieß ihn, kehrt zu machen und sich – endlich dem Sommertag angepasst – im gemächlichen Spazierschritt der blonden Fata Morgana zu nähern. Dreimal ritt der Graf in immer enger gezogenem Bogen um die auffällige Garbenbinderin. Er hatte sich nicht geirrt. Im Gegenteil. Je näher er kam, umso mehr

glichen ihre Haare dem Goldgelb der Ährenfelder und fachten seine Neugier dermaßen an, dass er seine Schimmelstute anhielt, um endlich in jenes Gesicht blicken zu können, das zu diesem Weizenschopf gehörte. Die blonde Zigeunerin verhielt sich wie all die dunkelhaarigen, raffte weiterhin stoisch Halm um Halm und band sie mit geübten Griffen zu Garben, ohne den über ihr hoch zu Ross lauernenden Gutsheerrn eines Blickes zu würdigen. Erst als sich der Graf ein kaum wahrnehmbares Quäntchen zu dem Mädchen herunterbeugte – um die ihm gottgegebene Würde nicht zu beschädigen – und seine Reitpeitsche behutsam unter ihr schweißgebadetes Kinn führte, zog sie die pralle Ährengarbe, die sie mit ihren gebräunten Armen umschlungen hielt, noch fester an ihre jungfräuliche Brust

und schenkte ihrem zeitweiligen Brotherrn schüchtern ein demütiges Lächeln.

Jendritzkys Gedanken begannen zu tanzen. So ein schönes Gesicht voller Zärtlichkeit, kindlicher Unschuld und zugleich fraulicher Neugier. Wie war dieses zerbrechliche Mädchen nur unter das fahrende Zigeunervolk geraten?

Jetzt war nicht die Zeit und nicht der passende Ort, um sich seinen wirren Gefühlen weiter hinzugeben. Mit kühnem Schwung zog er seine Gerte vom Kinn des hübschen Mädchens zurück, erwiderte ihr nun unbeholfen wirkendes Lächeln mit einem unverbindlichen Nicken – über das ihn sein Stolz augenblicklich ärgern ließ – und gab seiner Stute dermaßen grob die Sporen, dass sich das erschrockene Tier aufbäumte und in wildem Galopp über die flachgelegten

Ährenschwaden durch das menschliche Spalier der Erntekolonne dahinstürmte. Während der wilden Jagd vergaß der Graf seine Kontrollabsicht vollends. Sklavisch kreisten seine Gedanken um dieses blonde Lächeln. Noch ehe er den Rand des unendlich scheinenden Weizenschlages erreichte, wies er seinen in angemessenem Abstand folgenden Begleiter Werner von Burghausen an, die blonde Zigeunerin am selben Abend ins Schloss zu holen.

Werner von Burghausen – ein verarmter Adelsmann aus dem Königreich Sachsen – stand schon seit fünf Jahren als Kammerherr im Dienst des Grafen. Dabei erwies sich der etwa gleichaltrige Deutsche keineswegs als devoter Diener. Dank seiner ausgeprägten Intelligenz, umfassenden Bildung und kreativen Begabung – insbeson-

dere auf dem Gebiet der schönen Künste – und nicht zuletzt wegen seiner Verschwiegenheit hatte sich der Sachse bald einen das gewöhnliche Maß weit überschreitenden Vertrauensnimbus – ja, eine freundschaftliche Zuneigung – erarbeitet, dass der Graf ihn mit den delikatesten Aufträgen betraute.

Von Burghausen hatte also Übung, hin und wieder ein fremdes Fräulein im Schloss einzuquartieren, das sein Graf aus den unterschiedlichsten Gründen begehrte. Bisweilen sogar aus Gründen, die selbst dem aufgeweckten Kammerherrn unergründbar blieben; ihn allerdings auch nicht zu interessieren hatten.

Diesmal war von Burghausen jedoch von Anfang an ins Grübeln gekommen. So mühsam er sich auch erinnerte, unter all den Damen, für die er den Kuppler spielen

durfte, war bisher keine einzige Ziganka gewesen.

Um sein Manko im Umgang mit diesem mysteriösen Wandervolk auszugleichen, das er nur schablonenhaft aus exotischen Geschichten und volkstümelnden Operetten kannte, machte sich von Burghausen ein Stündchen früher ins Zigeunerlager auf, das der Clan auf ausdrückliche Weisung des Grafen in gehöriger Entfernung von seinem Schlosse – am äußersten Ende des Dorfes – aufgeschlagen hatte. Offensichtlich fußten Jendritzkys Sympathien für das nicht nur in Adelskreisen ungern im Bistum gesehene und als fahrendes Gesindel verunglimpfte Zigeunervolk allein auf banalen wirtschaftlichen Interessen. Welcher Bauer oder Landarbeiter schwang schon auf den Feldern des Grafen gern die schwe-

re Ährensense für den mageren halben Lohn, mit dem sich die Zigeuner ohne zu murren zufriedengaben?

Und nun begehrte sein Graf eine Zigeunerin.

Als von Burghausen auf das Lager zuritt, war er sich nicht sicher, ob er ein Phantom suchte. Doch jeder Wunsch des Grafen war ihm Befehl. So wagte er sich mit seinem Rappen durch einen Wulst spielender Kinder und nach Futter suchenden Schweinen und Ziegen ins Innere der Wagenburg. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich unbeholfen wie ein Analphabet. Keins der barfüßigen, halbnackten Kinder konnte ihn verstehen. Auf seine Frage nach der blonden Zigeunerin lachten sie ihn nur an, streichelten seinen tänzelnden Hengst und streckten dem fremden Reitersmann bet-

telnd ihre schmutzigen Hände entgegen. Selbst als er eine Handvoll kupferner Kopfen in ihre Mitte warf, bekam er keine Antwort. Die Erwachsenen zogen dagegen schüchtern ihre Köpfe ein und versteckten sich hinter den Planen ihrer Wohnwagen.

Bis plötzlich ein trotz seiner weißen Haare noch stattlicher Herr, der den Eindringling schon eine Weile misstrauisch beobachtete, seine Pfeife aus dem Mund nahm, sich aus seiner Hängematte quälte und betont langsam auf den noblen Adelsmann zuschritt. »Ich bin Baro«, sagte der Alte in gebrochenem Polnisch und betonte seinen Namen dermaßen herausfordernd, als setzte er voraus, dass der Herr auf dem hohen Ross allein dadurch begriff, mit wem er verhandelte: Mit *Baro*, wie man in der Sprache der Roma den *Chef – den Chef einer Sippe* – nannte.

Wie alle Baros vor und nach und neben ihm hatte auch dieser, nachdem sein Vorgänger gestorben und das Sippenzepter an ihn gefallen war – wie es in seinem Volk Brauch ist –, seinen bisher beanspruchten und aus Überzeugung gewählten Namen *Shuko* – der Schöne – gegen den bedeutungsschwereren *Baro* getauscht. Wenn er damals auch eine Weile dem *Shuko* hinterhergetrauert hatte, gewöhnte er sich doch schnell an die neuen Gegebenheiten. Je älter er wurde und seine äußere Schönheit allmählich verblasste, begann er sogar, seinen neuen Namen zu genießen. Wie eben, als er diesem Fremdling zeigte, wer in seiner Wagenburg das Sagen hatte.

Nach anfänglichen Verständigungsschwierigkeiten begriff Baro, dass der junge Reiter, der auf seinem Rappen inmitten

der grölenden Kinderschar, umgeben von grunzenden Schweinen und meckernden Ziegen recht verloren wirkte, im Auftrag des Grafen Jendritzky unterwegs und wahrscheinlich ein Deutscher war. Da er nicht erraten konnte, was der Graf begehrte, nahm er seinen breitrempigen Hut ab, kratzte sich nachdenklich am Kopf und fand endlich die Lösung des Problems. Und die hieß Clementina.

Nun hätte Baro seinem Gast den Weg zu seiner Wahrsagerin weisen können. Bis zu ihrem Planwagen waren es ja nur ein paar Schritte. Der kurze Wortwechsel mit dem jungen Herrn hatte seine Neugier jedoch zu sehr angefacht. Schließlich musste er wissen, was sich in seiner Burg abspielte. Deshalb schrie Baro mit seiner tiefen Stimme quer über den Burgenhof: »Clemen-

tina, Clementina – Kundschaft für dich!«

Wie man es in einer gut funktionierenden Hierarchie nicht anders erwarten darf, kroch die Gerufene aus ihrem Wohnwagen und watschelte wie eine zu fette Ente quer durch die Wagenmanege zu ihrem Sippenchef. Unterdessen entschuldigte sich Baro bei dem Eindringling, dass er sich's wieder in seiner wippenden Hängematte gemütlich machte, um seine Pfeife genussvoll weiter zu schmauchen. Seine Menschenkenntnis hatte ihn signalisiert, dass er mit keinem Gast auf Augenhöhe, sondern mit einem Lakaien des Grafen verhandelte.

Obwohl Clementina, so schnell es ihr von Hüftschmerzen geplagter Körper zuließ, dem Rufen ihres Sippenoberhauptes gefolgt war, konnte sich Baro einen Rüffel nicht verkneifen, schließlich sollte der war-

tende Jüngling nur sehen, wer hier das Sagen hatte. Deshalb blubberte er los, ohne sich auch nur einen Zentimeter aus seiner bequemen Lage zu erheben: »Clementina, hast du endlich deinen fetten Hintern vom Strohsack hochbekommen? Aber freu dich nicht zu früh, der feine Herr auf dem edlen Rappen ist kein gewöhnlicher Kunde, der deine Sternenguckerei nötig hat. Wir brauchen dich als Dolmetscherin. Wenn ich richtig informiert bin, sprichst du leidlich Deutsch?«

Aufgeblasener Dummkopf, dachte die Wahrsagerin, sagte aber klugerweise schmeichelnd in ihrer Umgangssprache Romanes, um ihren Chef vor diesem Fremdling nicht zu blamieren: »Baro, Du bist, wie immer, gut informiert, doch solltest du wissen: Ich spreche nicht *leidlich* Deutsch. Um bei der

Wahrheit zu bleiben – zu der mich meine Gabe ja verpflichtet: Das Deutsche gehört zu meinen zahlreichen Muttersprachen. Merk dir das endlich, Baro!«

»Ist ja gut, Clementina, was würde ich ohne deine Klugheit anfangen? Also, frage unsern Gast, welche Not ihn in unsere traurige Burg führt und welche delikate Aufgabe ihm Graf Jendritzky aufgetragen hat?«

Schon im nächsten Moment wandte sich die quirlige Wahrsagerin an den zum Zerreißen gespannten Reitersmann, dessen Rappe immer unruhiger zu tänzeln begann. Dabei stemmte Clementina ihre feisten Hände in die Hüften und wackelte Aufmerksamkeit heischend mit ihrem gedrunghenen Unterteil, wobei ein hundertstimmiges Orchester fein aufeinander abgestimmter kupferner Glöckchen, die ihren

bis zur Erde reichenden, goldbestickten Rock zierten, leise zu spielen begann.

»Sie sind also ein Deutscher und möchten tatsächlich auf meine Dienste, Ihre Zukunft vorauszusagen, verzichten? Ich möchte nicht aufdringlich sein. Sie versäumen eine einmalige Gelegenheit. Clementina irrt nie. Meine Prophezeiungen treffen stets ein.«

Werner von Burghausen lächelte die Alte herablassend an. »Ach, gute Frau, ich lebe gern im Jetzt und im Heute. Ich bin zufrieden, meine Zukunft nicht zu kennen. Ich liebe nämlich Überraschungen.«

»Aber, Gnädiger ...«, fuhr die alte Zigeunerin fort. Baro fiel ihr ins Wort: »Nun aber genug, Clementina!«

Was blieb der Wahrsagerin anderes übrig, als endlich in verständlichem Deutsch zu

fragen: »Gnädiger Herr, wo also drückt der Schuh?« Ein knapper, geradliniger Wortwechsel und schon nach wenigen Minuten durfte der gräfliche Emissär erleichtert aufatmen und der Wahrsagerin Clementina befehlen: »In einer Stunde werde ich deine Ziehtochter Maria abholen.«

Der gräfliche Kammerherr verabschiedete sich mit einer angedeuteten Verbeugung vom Sippenchef und ritt ein wenig stolzer aus der Wagenburg, als er vor einer Viertelstunde zweifelnd in sie hineingeritten war.

Dem überrumpelten Baro blieb nichts übrig, als sich von seiner Wahrsagerin aufklären zu lassen, was eben ohne sein Zutun und ohne ihn um Erlaubnis zu bitten geschehen war. Ihm wäre ohnehin keine Wahl geblieben, als den Wunsch des Grafen wie

einen Befehl zu erfüllen. So schüttelte er nur verwundert den Kopf und murmelte in seinen grauen Vollbart: »Ach, Clementina, sag mir, was hat unsere kleine Maria nur auf dem Grafen-Schloss verloren?«

Clementina ließ Baros letzte Worte ungehört vorüberrauschen und wackelte schneller als sonst zu ihrem Planwagen, um ihrer Maria die Botschaft des Grafen zu übermitteln. Obwohl sie ein bisschen Stolz empfand, dass sich das Blaublut für ihr Ziehkind interessierte, quälte sie ein dunkles Gefühl, das ihr selbst ihre weitsichtigen Karten nicht erhellen würden. Deshalb befragte sie ihre treuen Wahrheitssucher erst gar nicht, sondern half Maria, sich für den unerwarteten Ausflug wie für eine Brautschau herzurichten.

Da Clementina rasch merkte, dass Mari-

as Kleider kaum schlosstauglich waren, griff sie in ihren reichen Kleider- und Schmuckfundus. Passte ihrer Ziehtochter ein paar rotlackierte Tanzschuhe an. Besprühte sie mit wunderwirkendem Parfüm und hängte ihr zur Krönung eine goldflimmernde Kette um den Schwanenhals. Als Maria endlich in den mannshohen ovalen Spiegel schauen durfte, musste sie laut lachen.

»Lach nur«, unkte die kluge Wahrsagerin, »ist vielleicht für lange Zeit das letzte Mal, mein Mariechen!«

»Das will ich nicht hoffen, Clementina, ohne Lachen verwelke ich wie eine Blume ohne Wasser.«

In diesem Augenblick begannen die im Schutz der Wagenburg spielenden Kinder laut schreiend zum Eingangstor zu stürmen. Mühsam bahnte sich die angemelde-

te Grafen-Kutsche den Weg zu Clementinas Planwagen, um Maria aufs gräfliche Schloss zu entführen.

Während Maria mit klopfendem Herzen, begleitet vom Beifallklatschen der Zigeunerkinder, mit Hilfe eines livrierten Lakaien in die Kutsche stieg, stand Clementina wie eine Salzsäule daneben und blickte in den wolkenlosen Sommerhimmel, als suche sie dort Antworten für all die unausgesprochenen Fragen ihres Ziehkindes. Erst als die edlen Kutschenpferde anruckten, löste sie sich aus ihrer Starre und rief der heftig winkenden Maria zu: »Musst keine Angst haben, Mariechen! Es wird alles gut! Genieße alles Schöne, auch wenn es ein Ende hat und gewiss seinen Preis einfordert. Und lass dich nicht vom Glanz blenden! Und verwechsle nicht Echtes mit Tand und Vergängliches

nicht mit Bleibendem! Vom Himmel in die Hölle zu fallen ist immer noch besser, als nie im irdischen Paradies gewesen zu sein. Glaube mir, Mariechen – so ist das Leben.«

Bestellungen:



**EDITION MÄRKISCHE REISEBILDER
POTSDAM**

Dr. Karl-Heinz Otto, Pactowstraße 17, 14473 Potsdam
FON & Fax 0331 - 270 1787
E-Mail: dr.otto.edit.mark.reisebilder@t-online.de
www.carlotto.de

Buchclub Marzahn/Hellersdorf
www.minibuch.homepage.t-online.de

Foto: "Schaufensterdekoration in Erfurt, Marktstraße", gestaltet vom Puppenspieler und Bühnenbildner Martin Gobsch.

MARZAHNER
M  **B**
BUCHCLUB

Wir unterstützen mit unserer ehrenamtlichen Arbeit:



Wir unterstützen den Förderverein mit der Bereitstellung von Kinderliteratur, mit Sachspenden zur Finanzierung des Vereins und beim Auf- und Ausbau einer kleinen Stationsbibliothek.